

ALEJANDRO

ZAMBRA

STORIES

SUHRKAMP

FERN-

GESPRÄCH

In diesem Buch wird zurückgeschaut: auf die allerletzte Zigarette, den ersten eigenen Computer, auf Rückeroberungsversuche, hirnverbrannte Jobs, die Schule. Von liebenden, lügenden, kriminellen Männern, die die Paraderollen versäumt haben, die niemand Papa nennt, Chef oder Schatz. In einem Chile, für dessen Heldengeschichten sie zu allem Überfluss auch noch zu spät kamen. Ihre elf Stories finden sich in diesem Buch, jede ein Ferngespräch mit der eigenen Vergangenheit und eine Suche nach der Zeit, als Ängste wie Träume maßlos und unbegründet waren.

*Alejandro Zambra schreibt die allerneueste Weltliteratur, und **Ferngespräch** ist ein schillerndes Meisterwerk. Mit einer Art des Erzählens, die kein Vorbild kennt, führt er uns an den Abgrundkanten von Alltag und Geschichte entlang – lässig, witzig und wehmütig.*

Alejandro Zambra

Ferngespräch

Stories

Aus dem Spanischen von

Susanne Lange

Etwa 240 Seiten. Gebunden

ca. € 22,- (D)/€ 22,70 (A)

(978-3-518-42595-4)

Auch als eBook erhältlich

3. Mai 2017

**ALEJANDRO
ZAMBRA
FERN-
GESPRÄCH**

Stories

Aus dem Spanischen von
Susanne Lange

Suhrkamp

Ferngespräch

Nachts arbeitete ich als Telefonist, einer der besten Jobs, die ich je hatte. Das Gehalt war nicht berauschend, aber auch kein Hungerlohn, der Arbeitsplatz wenig einladend – ein kleines Büro in der Calle Guardia Vieja, durch dessen einsames Fenster man auf eine gewaltige graue Mauer blickte –, doch fror ich nicht im Winter und schwitzte nicht im Sommer. Oder fror vielleicht im Sommer und schwitzte im Winter, aber nur, weil ich mit der Klimaanlage nicht zurechtkam.

Ich spreche vom Jahr 1998, die WM in Frankreich war gerade zu Ende, und kurz darauf, ich hatte den Job seit zwei Monaten, wurde Pinochet festgenommen – mein Chef, ein Spanier, stellte ein Foto des Untersuchungsrichters Garzón in eine Ecke des Schreibtischs, und wir brachten ihm Blumen dar. Portillo war ein guter Chef, ein großzügiger Typ, den ich nur selten sah, manchmal bloß am 29., wenn ich mit grandiosen Augenringen wartete, dass es neun wurde, damit ich meinen Gehaltsscheck holen konnte. Am besten ist mir noch seine hohe Stimme in Erinnerung, wie die eines Halbwüchsigen, bei chilenischen Männern eine gewöhnliche Tonlage, bei einem Spanier jedoch verblüffend. Manchmal rief er in aller Frühe an, gegen sechs oder sieben, damit ich berichtete, was in der Nacht vorgefallen war, wenig sinnvoll, denn nichts fiel vor, oder so gut wie nichts: gelegentlich ein Anruf aus Rom oder Paris, einfache Fälle, Leute, die nicht wirklich krank

waren, sondern nur die Versicherung nutzen wollten, die sie in Santiago abgeschlossen hatten. Meine Aufgabe bestand darin, die Anrufe entgegenzunehmen, die Personalien aufzuschreiben, die Gültigkeit der Police zu überprüfen und den Kontakt zu meinen europäischen Kollegen herzustellen. Portillo hatte mir erlaubt, zu lesen, zu schreiben, sogar vor mich hinzudösen, solange ich rechtzeitig ans Telefon ging. Deshalb der Anruf gegen sechs oder sieben; nur wenn er einen draufmachte, rief er früher an, leicht angetrunken. Das Telefon darf nicht mehr als dreimal klingeln, sagte er, wenn ich erst später abnahm. Aber er schimpfte selten mit mir, im Gegenteil, er war umgänglich. Manchmal fragte er, was ich gerade las. Ich entgegnete, Paul Celan, Emily Dickinson, Emmanuel Bove, Humberto Díaz-Casanueva, und er brach in Lachen aus, als hätte ich überraschend einen exzellenten Witz gemacht.

Eines Nachts, es war gegen vier Uhr morgens, klang die Stimme am anderen Ende unnatürlich ernst, verstellt, und ich dachte, dass sich mein Chef für jemand anderen ausgab. Ich rufe aus Paris an, sagte die Stimme als Erstes, was mich in dem Gefühl bestärkte, dass Portillo mich auf den Arm nahm, denn die Kunden riefen meist per R-Gespräch an. Weil wir ein vertrautes Verhältnis hatten, sagte ich, er solle mit dem Quatsch aufhören, ich sei vollauf mit Lesen beschäftigt – wie bitte, ich rufe aus Paris an, ist das der Reisenotruf?

Ich entschuldigte mich und bat um seine Nummer, damit ich zurückrufen konnte. Als wir wieder sprachen, hatte ich mich in den lebenswürdigsten Telefonisten des Planeten verwandelt,

eigentlich überflüssig, denn niemals bin ich unhöflich gewesen, und zudem war der Mann mit der unglaublichen Stimme auch unglaublich liebenswürdig, was bei dem Job selten vorkam. Die meisten Kunden leben hemmungslos ihre schlechte Erziehung aus, ihre Überheblichkeit, ihre Angewohnheit, Telefonisten schlecht zu behandeln, ja die gesamte arbeitende Bevölkerung, die riesige Gruppe derer, die vermeintlich unter ihnen stehen.

Juan Emilios Stimme dagegen ließ auf ein vernünftiges Gespräch hoffen, obwohl ich nicht weiß, ob »vernünftig« zutreffend ist, denn während ich seine Personalien aufnahm (fünfundfünfzig, Wohnort Lo Curro, keine Vorerkrankungen) und seine Police überprüfte (er hatte sich so umfassend versichert wie nur möglich), erweckte etwas in seiner Stimme den Eindruck, dass der Mann keinen Arzt brauchte, sondern jemanden zum Reden, einen Zuhörer.

Seit fünf Monaten sei er schon in Europa, die meiste Zeit davon in Paris, wo seine Tochter – die Moño nannte er sie – an ihrer Promotion arbeite und mit ihrem Mann – dem Mati – und den Kindern lebe. Nichts davon beantwortete meine Fragen, aber er redete so lebhaft drauflos, dass ich ihn unmöglich unterbrechen konnte. Begeistert erzählte er von diesen Kindern, die mit rührend korrektem Akzent Französisch sprächen, und ließ auch ein paar Gemeinplätze über Paris los. Als er von den Schwierigkeiten anfang, die die Moño mit dem akademischen Pensum hatte, von den komplexen Anforderungen des Promotionsstudiums und dem Sinn der Elternschaft in einer Welt wie dieser (einer Welt,

die mir manchmal so seltsam, so verändert vorkommt, sagte er), wurde mir bewusst, dass wir schon fast vierzig Minuten sprachen. Ich musste ihn unterbrechen und taktvoll bitten, mir den Grund seines Anrufs zu nennen. Er sagte, er sei ein wenig erkältet und habe Fieber gehabt. Ich schrieb ein Fax und schickte es an das Büro in Paris, damit sie den Fall übernahmen, und begann mit der langwierigen Prozedur, mich von Juan Emilio zu verabschieden, der sich noch in allerlei Entschuldigungen und Höflichkeiten erging, bevor das Gespräch beendet war.

Damals hatte ich auch einen Job an einer Berufsschule gefunden, ein paar Stunden Abendunterricht. Sie passten genau in meinen Zeitplan, der Kurs ging zweimal die Woche von acht bis neun Uhr zwanzig, so dass ich meinen nächtlichen Rhythmus beibehalten, mittags aufstehen und viel lesen konnte, ideal für mich.

Die erste Unterrichtsstunde fand im März 2000 statt, wenige Tage nachdem Pinochet ganz ungeniert nach Chile zurückgekehrt war (tut mir leid, aber dieser Anhaltspunkt fällt mir als Erstes ein). Meine Schüler waren alle älter als ich, mindestens dreißig, ja fünfzig sogar, arbeiteten tagsüber und finanzierten sich mühsam eine Ausbildung in Betriebswirtschaft, Buchhaltung, Sekretariat oder Tourismus. Ich sollte ihnen »Techniken des schriftlichen Ausdrucks« beibringen, nach einem starren, überholten Verfahren, das Schreiben, Orthographie und sogar Aussprache umfasste.

Während der ersten Stunden versuchte ich zu leisten, was von mir verlangt wurde, aber meine Schüler kamen müde von der

Arbeit an, und ich hatte den Eindruck, dass wir uns alle langweilten. Ich erinnere mich an die Frustration nach den ersten Sitzungen, erinnere mich, dass ich nach der dritten oder vierten die Avenida España entlangging und an einer Hotdog-Bude Halt machte, mir eins mit Avocado und Tomate bestellte, die italienische Variante, und dachte, dass ich unbedingt gegen das Gefühl der Zeitverschwendung ankämpfen musste. Letztlich redete ich über Sprache, und wenn es in meinem Leben eine Konstante gab, dann die Liebe zu bestimmten Geschichten, zu bestimmten Sätzen, zu so manchen Wörtern. Aber bis jetzt hatte ich offensichtlich nichts davon vermitteln können. Interessant Ihr Unterricht, Prof, sagte mir eine Schülerin allerdings an der Metro-Treppe, als wollte das Schicksal meine Gedanken Lügen strafen. Ich hatte sie nicht erkannt. Um gegen meine Schüchternheit anzukämpfen, unterrichtete ich lieber ohne Brille, weshalb ich die Gesichter nur verschwommen sah, und wenn ich eine Frage stellen musste, blickte ich bloß in eine unbestimmte Richtung und sagte: »Was meinst du, Daniela?« Das war eine unfehlbare Methode, denn in dem Kurs gab es fünf Danielas.

Die Frau, die mich angesprochen hatte, hieß anders, doch ihr Name klang ähnlich: Pamela. Sie wohne noch, erzählte sie, bei ihren Eltern und arbeite nicht. Ich fragte, warum sie dann in den Abendkurs gehe. Weil es tagsüber heiß ist, entgegnete sie kokett und herablassend. Ich fragte, ob sie im Winter etwa mittags lerne, und sie lachte. Dann wollte ich wissen, ob ihr der Unterricht wirklich gefalle. Sie schlug die Augen nieder, als hätte ich etwas Intimes

gefragt. Ja, sagte sie dann, fast eine Station später: interessant. Wir stiegen zusammen in Baquedano aus, und ich wartete noch mit ihr auf ihren Bus nach Quilicura.

In der Berufsschule war es keine Seltenheit, es gab Beispiele zuhauf und aller Art: Lehrer mit Schülerin (oder Schüler), Lehrerin mit Schüler (oder Schülerin), ja sogar ein paar besonders pikante, vielleicht übertriebene Fälle von Lehrern mit zwei Schülerinnen und einer Lehrerin mit drei Schülern und einer Bibliothekarin (mitten in der Bibliothek, auf dem Rückgabetisch). Deshalb schien mir ein Versuch bei Pamela zulässig. Sie war weder klein noch groß, weder dick noch dünn, perfekt, dachte ich, denn auf derlei Fragen hatte ich nie eine Antwort parat: ob dir die Dunklen oder die Blondes gefallen usw. Ich war mir sicher, dass in ihrer Stimme, ihrer Haltung, ihren Augen etwas lag, was mir gefiel.

In derlei Gedanken versunken, kam ich ins Büro. Ich machte mir einen Kaffee und rauchte eine Zigarette nach der anderen (Portillo, ein Nichtraucher, erlaubte es uns), dachte an die Liebe und auch, ich weiß nicht, warum, an den Tod, und dann an die Zukunft, nicht gerade mein Lieblingsthema. Wir befanden uns im Jahr 2000, und ich erinnerte mich, wie wir als Kinder, als Jugendliche über dieses ferne Datum gesprochen hatten. Wir hatten uns ein Leben mit fliegenden Autos und fröhlichen Teleportationen vorgestellt oder vielleicht etwas weniger Spektakuläres, aber radikal anderes als die öde und repressive Welt, in der wir lebten. Ich musste über meinen Gedanken eingeschlafen sein, denn auf einmal weckte mich das

Telefon, um ein Uhr morgens. Es war mein Chef, der mich daran erinnerte, dass um drei das Wasser abgestellt wurde. Während ich Thermosflasche und Waschbecken füllte, kam ich mir, womöglich zum ersten Mal, wie ein einsamer Mensch vor.

Die Regel besagte, dass wir uns vierzehn Tage nach dem Krankheitsfall mit dem Kunden (wir nannten ihn *Pax*) in Verbindung setzen und ihn fragen sollten, welchen Verlauf sein Leiden genommen habe und wie zufrieden er mit dem Service sei. Dieser Teil der Prozedur nannte sich *social call*, und es war der letzte Schritt, bevor eine Akte geschlossen wurde (was für eine seltsame Freude empfanden wir, wenn wir endlich eine Akte schlossen), und so griff ich zum Telefon und rief in Paris an. Juan Emilio war noch immer bei seiner Tochter, ja, sie selbst antwortete mir, die Moño, die mir nicht annähernd so liebenswürdig vorkam wie ihr Vater. Rufen Sie später an, sagte sie kurz angebunden. Das tat ich. Juan Emilio wirkte gerührt über meinen Anruf, keine Seltenheit, denn manche Kunden glauben, man rufe aus Fürsorge an, als würde oder müsste uns traurige Nachttelefonisten die Gesundheit eines Landsmanns kümmern, der durch die Weltgeschichte gondelt und sich eine leichte Erkältung geholt hat.

Gegen Ende des Gesprächs fragte Juan Emilio, ob mir die Arbeit gefalle. Ich antwortete, es gebe bessere, doch gut sei sie schon. Aber was hast du studiert?, hakte er nach. Literatur, entgegnete ich, und er lachte seltsamerweise. Ich hasste diese Frage, aber diesmal machte es mir nichts aus. Ich lernte Juan Emilios

anschwellendes Lachen zu schätzen, zu akzeptieren, es war erst ganz leise, dann offen und ansteckend.

Vier, fünf Tage später, zurück in Chile, rief er mich an. Ich war fast weggedöst, es war sieben Uhr morgens. Ich wollte wissen, ob es dir gutgeht, sagte er, und wir verloren uns in einem Gespräch, das zwischen zwei Jugendlichen, die sich gerade anfreunden, normal gewesen wäre oder zwischen zwei alten Männern, die gegen einen trägen Montag im Altersheim ankämpfen. Juan Emilio war für mich ein verrückter Kauz, und vielleicht war ich stolz, an seiner Verrücktheit teilzuhaben. »Sehr liebenswürdiger Pax, ruft grundlos an und dankt erneut für den Service«, schrieb ich in die Akte, aber schließlich gab es doch einen Grund, auch wenn er ihm, wie ich inzwischen vermute, erst während der Unterhaltung eingefallen war: Ich sollte sein Lehrer werden, sein Lektüreberater. Ich muss mein kulturelles Niveau heben, sagte er. Es klang einfach. Ich sollte ihm Bücher empfehlen, und wir würden darüber diskutieren. Selbstverständlich nahm ich an. Das monatliche Honorar, das ich vorschlug, verdoppelte er. Ich bot an, ihn zu Hause oder im Büro aufzusuchen, auch wenn ich mich schwerlich die Metro oder den Bus nehmen und Woche für Woche die ganze Stadt durchqueren sah. Zum Glück war es ihm lieber, dass der Unterricht in meiner Wohnung stattfand, jeden Montagabend um sieben.

Juan Emilio war klein gewachsen, rothaarig, extravagant. Er kleidete sich mit plumper Eleganz, seine Garderobe wirkte immer brandneu und schien lauthals und energisch zu rufen: Mit diesem Körper habe ich nichts zu tun, an diesen Körper werde ich mich

nie gewöhnen. Wir erstellten eine Liste von Büchern, die meiner Ansicht nach interessant für ihn sein konnten. Er war begeistert. Ich mochte Juan Emilio, aber es war ein zwiespältiges, teils schuldiges Gefühl. Wer konnte sich mitten im arbeitsfähigen Alter eine so lange Reise nach Europa leisten? Was hatte er dort die ganze Zeit über getan, wenn er nicht gerade seine Enkel in sämtliche Pariser Eisdielen ausführte? Ich versuchte ihn mir als einen dieser chilenischen Millionäre vorzustellen, die nach London gereist waren, um Pinochet zu unterstützen, versuchte, in ihm zu sehen, was er vermutlich war: durch und durch Snob, konservativ, Pinochet-Anhänger oder zumindest ein ehemaliger, auch wenn er nicht wie ein Snob redete und seine Meinungen gar nicht so konservativ waren – wenigstens konnte man sich mit ihm unterhalten, so viel stand fest. Außerdem war er diskret, er besah sich die kleine Wohnung an der Plaza Italia, in der ich wohnte, ohne durchblicken zu lassen, dass er sie für ein verkommenes Loch hielt. Dann versuchte ich mich mit dem quasimanichäischen Gedanken zu beruhigen, dass ein chilenischer Unternehmer seine Tochter bestimmt nicht in Frankreich studieren ließ, ja Frankreich der abwegigste Ort der Welt für die Tochter eines Pinochet-Anhängers war.

Die Stunden in der Berufsschule wurden immer besser. Ich setzte nun die Brille auf, um mir Pamela näher anzusehen. Auf ihren Wangen deuteten sich Grübchen an, und sie hatte eine merkwürdige Art, sich zu schminken – den Eyeliner trug sie allzu dick auf, als wollte sie die Augen umzirkeln, damit sie nicht herauspringen,

sich nicht losrissen. An dem Abend nahmen wir die verschiedenen Briefsorten durch, ich redete uninspiriert dahin, bis mir eine Übung einfiel, die ein großer Erfolg wurde. Ich bat die Schüler, einen Brief zu schreiben, den sie selbst gern bekommen hätten, einen Brief, der ihr Leben verändert hätte. Fast alle schrieben Vorhersehbares, doch vier steigerten sich in die Übung hinein und schrieben wilde, erschütternde, wunderschöne Texte. Einer von ihnen weinte zuletzt und verfluchte seinen Vater oder seinen Onkel oder einen Vater, der in Wirklichkeit sein Onkel war, ich glaube, keinem von uns war das ganz klar, aber wir wagten nicht, nachzufragen.

Das schien mir die Gelegenheit zu sein, die Richtung zu ändern. Während der folgenden Stunden brachte ich ihnen das Briefeschreiben bei, sie sollten die Macht der Sprache entdecken, die Fähigkeit der Worte, die Wirklichkeit tatsächlich zu beeinflussen. Einige waren zunächst verunsichert, aber allmählich machte uns die Sache Spaß. Sie schrieben an ihre Eltern, an Kindheitsfreunde, erste Beziehungen. Ich weiß noch, dass eine Schülerin an Johannes Paul II. schrieb, um ihm zu erklären, warum sie nicht mehr an Gott glaubte, und es entspann sich ein entsetzlicher, verwickelter Streit, der fast zu Handgreiflichkeiten geführt hätte, am Ende jedoch für alle befreiend war. Jetzt gefiel ihnen der Unterricht, sie wollten nichts weiter, als Briefe schreiben, ihre Gefühle zum Ausdruck bringen, erforschen, was mit ihnen los war. Außer Pamela, die mich mied und lieber nicht mehr aktiv am Unterricht teilnahm. Und sosehr ich mich bemühte, wir trafen auch nicht mehr in der Metro zusammen.

Eines Abends hob ein Schüler zu Beginn der Klasse die Hand und sagte, er wolle einen Kündigungsbrief schreiben, seine Arbeit aufgeben. Er erzählte von den Schwierigkeiten mit seinem Chef, und ich versuchte, ihm einen Rat zu geben, auch wenn ich vielleicht der am wenigsten Kompetente unter den Anwesenden war.

Jemand sagte, das sei unverantwortlich, bevor er kündige, müsse er wissen, von was er leben und wie er seine Ausbildung bezahlen wolle. Eine drückende, ernste Stille trat ein, die ich nicht zu füllen vermochte. Ich will den Brief schreiben, sagte er uns, und dann: Ich werde, ja kann gar nicht kündigen, ich habe Kinder, Probleme, aber den Brief will ich trotzdem schreiben. Ich möchte mir vorstellen, wie es ist, zu kündigen. Will meinem Chef alles sagen, was ich über ihn denke. Will ihm sagen, dass er ein blöder Wichser ist, aber ohne das Wort zu gebrauchen. Das ist nicht nur ein Wort, sagte eine Schülerin, die sich immer in die erste Reihe setzte. Wie bitte? Es sind zwei Wörter, Prof: blöder Wichser.

Wir begannen mit dem Brief, schrieben die ersten Absätze an die Tafel. Und da die Stunde zu Ende ging, wollten wir mit der Übung beim nächsten Mal weitermachen. Aber es gab kein nächstes Mal. Am Montag kam ich gerade rechtzeitig, um meine Mappe zu nehmen und zum Unterrichtsraum zu gehen, aber das Gebäude war verschlossen, die Fassade sogar frisch gestrichen. Die Berufsschule existierte nicht mehr. Das erklärten mir erschüttert meine Schüler. Sie hatten bereits ihre Monatsraten gezahlt, manche sogar das ganze Jahr im Voraus, um einen Rabatt zu nutzen.

An dem Abend begleitete ich meinen Kurs in eine Kneipe an der Avenida España. Gewöhnlich gingen sie nicht gemeinsam aus, sie waren nicht befreundet, hatten sich noch nicht richtig kennengelernt, so dass einige aus ihrem Leben erzählten, andere sich mit ihrem Bier und ihrem Grillfleisch beschäftigten. Pamela saß am gegenüberliegenden Ende des Tisches, redete mit einer anderen Gruppe und kam nicht zu mir, aber ich hatte Glück, und wir trafen auf dem Weg zur Metro zusammen. Wieder leistete ich ihr an der Bushaltestelle Gesellschaft, an der Plaza Italia, und beim Abschied sagte sie, sie fühle sich allzu sehr beobachtet, aber wenn ich sie nicht so anstarrte, könne sie durchaus ein wenig Gefallen an mir finden. Aber wir werden uns nie wiedersehen, sagte ich. Wer weiß, entgegnete sie.

Die Sitzungen mit Juan Emilio waren weniger einfach, als ich erwartet hatte. Er stellte die Auswahl der Bücher nicht in Frage, suchte jedoch – wie übrigens fast jeder – in der Lektüre Botschaften, endgültige Erklärungen, eine Moral. Jede Woche gab ich ihm eine Übung auf, und stets kam er mit einer Flasche Wein als Entschuldigung an. Ich habe die Aufgabe nicht machen können, sagte er mit verschmitzter Miene und schwärmte dann von der Traube oder dem Weinberg, dem sein Geschenk entstammte, mit einer Kenntnis, bei der einem schwindlig wurde, und in dieser Sprache, die für mich so komisch war wie für ihn wohl die literarischen Fachausdrücke. Juan Emilio war irgendwo Geschäftsführer, aber mehr wollte ich lieber nicht über seine Arbeit wissen, wohl aus dem

gleichen Grund, aus dem ich ihn lieber nicht fragte, was er über Pinochets Rückkehr dachte: Ich wollte nicht erfahren, dass er ein blutsaugender Unternehmer war, wollte keinen Anlass haben, ihn zu verachten. Dafür erfuhr ich viel über seine Familie, interessierte mich nun tatsächlich für die völlig uninteressanten Leben seiner Kinder. Seine Ehe war, wie ich aus unseren Gesprächen schloss, eine nicht unkomplizierte, aber stabile Beziehung; bestimmt hatte es Seitensprünge gegeben, aber beide waren nun zu alt, um sich zu trennen, und gehörten vielleicht dieser Welt an, in der man sich nicht trennt, auch wenn man sich hasst. Aber er hasste seine Frau nicht (die einen fürchterlichen, für mich allerdings literarischen Namen trug: Eduvigés) und sie ihn auch nicht; sie tolerierten einander, und vielleicht erwartete sie ihn ab und an mit einem Pisco Sour, und sie machten es sich in den Sesseln bequem und redeten darüber, wie schlecht es anderen Paaren ging und wie gut sie selbst dran waren, vereint und glücklich, alles in allem.

Es fiel mir schwer, ihn zu unterbrechen und das Ruder an mich zu reißen, und zweimal war es schon so spät, dass er gehen musste, bevor wir überhaupt mit dem Unterricht begonnen hatten. Dennoch bezahlte er mich, versteht sich.

Ich versuchte, die Beschwerde meiner ehemaligen Schüler beim Bildungsministerium zu unterstützen, das ihnen wenig oder gar nichts anbot. Gemeinsam schrieben wir den ultimativen Brief, die entscheidende Botschaft, die die Kraft des Geschriebenen beweisen sollte, die Macht der Worte, aber sie verfehlte gründ-

lich ihre Wirkung. Wir hatten Zeugenaussagen, Meinungen von Politikern und Bildungsexperten zusammengetragen, aber nichts geschah. Es war ein Skandal, und eine Weile brachten die Zeitungen die Nachricht, doch dann trat plötzlich dieses verdächtige, typisch chilenische Schweigen ein, das alles zudeckt. Einige konnten sich an anderen Schulen einschreiben, unter Bedingungen, die in keinem Fall vorteilhaft waren, und wer für das ganze Jahr bezahlt hatte, stand immer noch im Regen. Mir ging es nicht anders: Man schuldete mir einen Monatslohn, aber als ich mich mit den anderen Lehrern zusammentun wollte, hatte ich kein Glück. Ich sprach zwei an, aber sie beschwerten sich lieber nicht, weil sie noch an anderen Instituten arbeiteten und nicht als Querulanten gelten wollten.

Ich bot mich jedoch an, den Kurs in der Bar an der Avenida España zu Ende zu führen, Woche für Woche. Von den ursprünglich fünfunddreißig Schülern kamen jeden Mittwoch bis Jahresende zehn, und wenn die Sache auch zweimal aus dem Ruder lief, arbeiteten und diskutierten wir die meisten dieser Sitzungen. An einem der Abende, als ich bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, erschien Pamela und schloss sich der Gruppe an, einfach so, kommentarlos. Anschließend nahmen wir gemeinsam die Metro, und sie gab mir einen Fünftausend-Peso-Schein. Ich sagte, der Unterricht sei umsonst, die Schüler könnten mich höchstens auf ein Bier und ein Steak-Sandwich einladen. Sie erwiderte, trotzdem wolle sie mich bezahlen, und nahm das Geld nicht wieder an. Gehen wir zu Ihnen nach Hause, Prof, sagte sie dann – ich muss

wohl kaum erklären, wie absurd es war, dass sie mich siezte, sie war zehn Jahre älter als ich. Es war später als sonst, gewöhnlich machte ich kurz zu Hause halt und aß eine Dose Thunfisch, bevor ich zur Arbeit ging, aber an dem Tag hatte ich kaum mehr Spielraum. Ich beschloss, das Risiko einzugehen, und nahm sie mit ins Büro. Sie blies mir einen auf dem Teppich, und dann vögelten wir auf Portillos Schreibtisch, zum Glück klingelte das Telefon nicht. Um drei Uhr morgens bestellte ich auf Kosten des Unternehmens ein Taxi. Bevor sie ging, sagte sie mit vollendetem Ernst: Bezahlen Sie mich, Prof, das macht fünftausend Peso. Daraus wurde eine Gewohnheit. Sie kam zum Unterricht und bezahlte mich, aber danach, ob im Büro oder bei mir zu Hause, bezahlte ich sie. Und immer, sogar mitten beim Sex, siezte sie mich. Wenigstens im Bett kannst du mich duzen, sagte ich ihr eines Nachts. Nein, ich bleibe lieber beim Sie, Prof, sagte sie, während sie ihr Haar richtete. Wie die Kolumbianerinnen, ich mag es, wie sie reden.

Eines Nachmittags, es goss in Strömen, kam Juan Emilio verspätet und in Begleitung eines Mannes, der mich freudestrahlend begrüßte und unverzüglich begann, eine Reihe von Kisten neben meinem Schreibtisch zu stapeln. Ich wusste die Situation nicht zu deuten, und Juan Emilios einzige Erklärung war eine verbindliche Grimasse. Ich hoffe, du hast nichts gegen die Geschenke, sagte er schließlich.

Ich reagierte verärgert, doch zu spät. Bestimmt hatte er noch niemand so Armen wie mich kennengelernt, ja, sich zur Plaza

Italia hinunterzubemühen, war für Juan Emilio wohl eine abenteuerliche Grenzüberschreitung. Aber ich war alles andere als arm. Zum Leben brauchte ich wenig, war aber keineswegs arm. Ich sagte, was falle ihm ein, ich könne die Gaben nicht annehmen, aber während ich Argumente anführte, öffnete Juan Emilio die Kisten und füllte die Speisekammer oder die Ecke der winzigen Küche, die als Speisekammer diente. Es waren wirklich eine Menge Kisten, in denen sich Delikatessen wie Sojadrinks, verschiedene Twinings-Sorten, feinste Käseteller, Tintenfisch- und Lachs-Carpaccio, Kaviardosen, Importbier im Sechserpack und vierundzwanzig Weinflaschen befanden. In einer riesigen Kiste waren auch Produkte für die Körperpflege, was mich ein wenig kränkte, da er sie offensichtlich für nötig hielt.

Ich dankte ihm für die gute Absicht und versicherte erneut, dass ich die großzügige Geste nicht annehmen könne. Das kostet mich gar nichts, entgegnete er, was zweifellos stimmte, und nachdem ich noch zweimal, bereits halbherzig, abgelehnt hatte, nahm ich sein Geschenk an. Daraufhin versuchte ich, mit dem Unterricht zu beginnen, nicht gerade energisch, um ehrlich zu sein. Oberflächlich diskutierten wir ein paar Erzählungen von Onetti und taten uns dabei an Käse und Oliven gütlich sowie an köstlichen arabischen Süßigkeiten. Sosehr ich mich bemühte, ich konnte nicht verhehlen, dass ich Hunger hatte.

Bevor er ging, wollte ich ihm noch Stoff für den nächsten Montag aufgeben, aber er unterbrach mich, fuhr sich durchs Haar, zündete eine Zigarette an und sagte dann: Mir ist klar geworden,

dass ich die Literatur nicht mag. Ich mag es, mit dir zu reden, hierherzukommen, zu sehen, wie du so lebst. Aber von dem, was ich gelesen habe, mag ich eigentlich gar nichts.

In die letzten Sätze legte er einen unangenehmen Nachdruck, bestimmt entließ er im selben Ton seine Angestellten. In der Art von »mir scheint, wir werden uns nach jemand anderem umsehen müssen«. Erst da begriff ich, dass die gesammelten Waren als Entschädigung gedacht waren. Ohne viel hinzuzufügen, stand er auf, blickte mir fest in die Augen und verabschiedete sich für immer mit einem unerwarteten und langen Kuss auf den Mund.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, ärgerte mich, dass ich die Situation nicht begriffen hatte, kam mir dumm vor. Der Kuss war mir nicht unangenehm gewesen, hatte mich nicht angewidert, aber für alle Fälle nahm ich einen großen Schluck Syrah, ich weiß nicht mehr, ob mit fruchtiger Ausstrahlung oder feinrassiger Säure, den ich in dem Moment aber für passend hielt.

In der folgenden Nacht ließ ich bei der Arbeit wieder Wasser einlaufen, da erzählt wurde, es werde erneut abgestellt, vergaß jedoch, den Hahn am Waschbecken abzdrehen. Ich schlief ein, fester denn je, gleich auf dem Fußboden. Das Wasser am Leib weckte mich um sieben Uhr morgens, der Teppich war fast völlig überschwemmt. Mein Chef entlud beim Schimpfen seinen bewährten Sarkasmus über mir, fand mein Ungeschick im Grunde jedoch komisch und beschloss, mich nicht zu feuern. Aber ich hatte begriffen, dass nun Schluss war.

Mehr als einmal hatte ich mir vorgestellt, auf ewig in diesem Büro zu bleiben und Anrufe zu beantworten. Mühelos sah ich mich mit vierzig oder fünfzig nächtens die Füße auf denselben Schreibtisch legen und ein ums andere Mal dieselben Bücher lesen. Bisher hatte ich lieber an nichts Verwirrendes gedacht, an nichts allzu Konkretes. Die Zukunft stellte ich mir gewöhnlich nicht ernsthaft vor, vertraute vielleicht auf das, was man seinen guten Stern nennt. Als ich beschlossen hatte, Literatur zu studieren, wusste ich nur, dass ich gern las, und niemand brachte mich davon ab. Was ich einmal arbeiten, welche Art Leben ich führen wollte: ich weiß nicht, ob ich an derlei überhaupt dachte, das hätte nur Ängste provoziert. Doch irgendwie wollte ich vorankommen, wie man so sagt, nach oben. Die Überschwemmung war ein Zeichen. Ich musste mich auf dem Gebiet entfalten, das ich studiert hatte, oder auf einem, das zumindest annähernd damit zusammenhing. Kurzerhand kündigte ich. Beim Abschiedessen schenkte mir Portillo ein Buch von Arturo Pérez-Reverte, seinem Lieblingsautor.

Als ich meinen Schülern erzählte, dass ich arbeitslos war, boten sie mir Hilfe an, obwohl sie weder Geld noch Beziehungen oder dergleichen hatten. Ich sagte, das sei nicht nötig, ich hätte Zeit, mir eine Arbeit zu suchen, hätte ein wenig gespart. Sie sahen mich todernt an, aber als ich ihnen von dem Unfall im Büro erzählte, kamen sie um vor Lachen und waren einer Meinung mit mir, dass ich hatte kündigen müssen. Vor allem Pamela.

Wir gingen in meine Wohnung, endlich würden wir zusammen einschlafen können. Der Oktober brach gerade an, die Nacht war sanft, anregend, verführerisch. Wir tranken einen unglaublichen Wein, sahen nach dem Vögeln eine Quiz-Show (sie wusste alle Antworten) und einen Film. Spät wachten wir auf, doch ohne Grund zur Eile. Ungefähr eine Stunde lang streichelte ich ihre erlesenen Beine und betrachtete ihre Füße, die vollkommen waren, denen der türkisfarbene, schon halb abgeblätterte Nagellack auf den Zehen jedoch einen leicht abgerissenen Anstrich gab. Inzwischen hatten wir beschlossen, die Gebühr zu erhöhen: Sie verlangte zehntausend von mir und ich zehntausend von ihr.

Du hast keine Arbeit, aber deine Wohnung ist voller Lebensmittel, sagte sie lächelnd, während wir das Mittagessen planten. Es war tatsächlich eine Unmenge an Essen, dachte ich und füllte eine Tüte mit Käse, Wurst, Joghurt und Wein. Und gab sie ihr. Ich war jung und selbstredend ein weit größerer Schwachkopf als heute. Sie hörte sich verblüfft die dummen Sätze an, die ich anscheinend dazu sagte. Erst da wurde mir klar, dass ich einen fatalen Fehler begangen hatte. Stumm sah Pamela mich an, erbost, entgeistert, enttäuscht. Sie fasste sich an die Brust, wer weiß, warum, als täte sie ihr weh.

Dann nahm sie die Tüte und kippte sie wütend vor meinen Füßen aus. Sie wollte wortlos gehen, hatte die Tür schon geöffnet, hielt aber inne und sagte, bevor sie ging, mit bebender Stimme, sie sei keine Nutte, werde niemals eine sein. Und ich kein echter Lehrer.



Alejandro Zambra, geboren 1975 in Santiago de Chile, gilt als einer der wichtigsten Autoren seiner Generation. Er hat Lyrik, Essays und sechs Romane veröffentlicht, schreibt für *El País* und lehrt in New York City.

Auf Deutsch erschienen bisher *Die Erfindung der Kindheit* (»Ein kluges und geheimnisvolles Buch« *taz*) und *Bonsai* (»Ein in seiner Reduziertheit umwerfendes Buch« *Deutschlandradio Kultur*). In den USA wird Alejandro Zambra seit einer hymnischen Besprechung im *New Yorker* als »Latin America's new literary star« gehandelt.

